

Zeitschrift: Schweizer Schule
Band: 49 (1962)
Heft: 22-23

Artikel: Maria Montessori
Autor: Kamber, Rita
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ger durch Worte als durch beispielhaftes Leben und selbstloses Tun erfolgen.

*

Bei Teilhard de Chardins <Der göttliche Bereich> (Walter-Verlag, 1962) finden wir wichtige und hinreißende Antworten, die dem Lehrer und der geistlichen Schwester, dem Fachlehrer wie sogar dem bisher vielleicht gottfernen Professor die christliche Lösung unseres Problems zeigen, die Gott verherrlicht, den Schüler beglückt und den Lehrer zum Höchsten führt.

Jedenfalls darf, wenn immer in der Schule im Gebet und im Unterricht der Name Gottes gebraucht wird, dies nie formelhaft, nie verniedlichend, nie bloß sachlich-rational und nie säuerlich geschehen, sondern in strahlender Freude. Wenn der bedeutende Philosoph Dietrich von Hildebrand, ein Laie,

in seinen Münchner und New-Yorker Ansprachen von Gott sprach, dann leuchtete sein Antlitz und es klang das Wort «Gott» wie ehrfürchtige Musik. Und wo wir Gottes Gebot lehren, muß das Gebot als Befreiung, Beglückung für den Menschen erkannt werden können. Darum soll auch das Verkünden freudeweckend geschehen und nicht säuerlich.

Ja es kann manchmal sein, daß wir innerlich beten, von Gott glühen, aber äußerlich von ihm schweigen müssen, dafür im Verhalten und Leben und selbstlosen Lieben um so mehr Gott verkündend verherrlichen. In der neutralen Schule wird dies häufig der Fall sein müssen. Sicher werden jene Lehrer und jene Lehrerinnen, die es als ihr größtes Leid klagten, sie dürften in der Schule nicht von Gott reden, die aber im Glauben glühen und aus dem Glauben heraus in leuchtender Reinheit, Liebe und Freude leben, mehr von Gott reden und künden und bekennen als wir alle, wenn wir von Gott ein bloßes Gerede machen.

Nn

Maria Montessori Rita Kamber, Luzern

1. Ihr Leben

Ein gutes Jahrzehnt ist verflossen, seit in den Niederlanden ein ungewöhnliches Leben sich vollendete. Es ist dasjenige Maria Montessoris. Maria Montessori war Pädagogin, bedeutungsvoll, aber immer sehr umstritten. Auf alle Fälle aber war sie eine Frau von ganz außerordentlicher Intelligenz und Charakterstärke. Sie hat große und selbstlose Arbeit geleistet. Doch erfahren wir zuerst einiges über ihr Leben!

Maria Montessori, die einzige Tochter ihrer Eltern, wurde im Jahre 1870 in der Nähe von Ancona geboren. Ihr Elternhaus war ein Milieu von hoher Kultur und Bildung. In der Erziehung hielt man viel auf Disziplin.

Als Maria 12 Jahre alt war, siedelte die Familie Montessori nach Rom über, um dem Mädchen eine sehr gute Bildung zu ermöglichen. M. Montessori wählte sich ein anspruchsvolles Studium. Sie wollte Ärztin werden. Für ein Mädchen war das in den

Augen ihrer Zeitgenossen etwas ganz Unmögliches. Aber die Ansichten ihrer Mitmenschen interessierten M. Montessori überhaupt nicht. Sie war entschlossen, Medizin zu studieren. Für diese Berufswahl opferte sie sogar viele Jahre lang das Wohlwollen ihres Vaters.

Während ihrer ganzen Studienzeit hatte sie Kämpfe auszufechten, Hindernisse zu überwinden und Unannehmlichkeiten zu ertragen. Das muß neben dem an sich schon harten Medizinstudium eine ungeheure Belastung gewesen sein. Aber M. Montessori hielt durch. Im Jahre 1896 wurde sie Italiens erster weiblicher Doktor der Medizin.

Kurz darauf ernannte man sie zur Assistenzärztin an der psychiatrischen Universitätsklinik in Rom. Hier lernte sie geistesschwache Kinder kennen, die damals noch mit Geisteskranken zusammen versorgt wurden. Sie waren in einem engen Raum zusammengedrängt, und es fehlte ihnen jegliches Beschäftigungsmaterial. Die junge Ärztin gewann Interesse für diese bedauernswerten Wesen. Je mehr sie das Problem der Geistesschwäche studierte, desto mehr erkannte sie, daß dieser in den meisten Fällen viel eher mit pädagogischen als mit medizinischen Mitteln beizukommen wäre. In der Folge studierte

sie die Werke von Itard und Séguin, welche in Frankreich mit Geistesschwachen gearbeitet und darüber geschrieben hatten.

Auf einem Kongreß in Turin kämpfte sie für ein menschenwürdiges Dasein geistig zurückgebliebener Kinder. Sie vertrat die Ansicht, die damals noch nicht weit verbreitet war, daß nämlich schwachbegabte Kinder ebensoviel, wenn nicht noch mehr Anrecht auf eine ihnen angepaßte Erziehung hätten. Im Anschluß an diesen Kongreß wurde sie aufgefordert, in Rom eine Reihe von Vorlesungen über die Erziehung Geistesschwacher zu halten und die Leitung einer Schule für Geistesschwache zu übernehmen. Wenn Maria Montessori etwas unternahm, tat sie es immer mit einer unglaublichen Gründlichkeit. Sie reiste nach London und Paris, um alle bekannten Methoden auf diesem Gebiet der Erziehung kennenzulernen. Dann unterwies sie eine Gruppe von Lehrern in einer «Spezialmethode zur Beobachtung und Erziehung geistig schwacher Kinder». Man könnte fast sagen, daß sie den ersten heilpädagogischen Studiengang durchführte.

In der Schule arbeitete sie selbst in intensivstem Maße mit den Kindern. In der Nacht saß sie über ihren Notizen, Tabellen, Vergleichen und der Vorbereitung von neuem Unterrichtsmaterial.

Der Versuch hatte sich gelohnt. Die Kinder, die man für idiotisch hielt, machten zum Teil große Fortschritte. Das brachte Montessori auf die Idee, daß mit ähnlichen Methoden auch die Persönlichkeit normaler Kinder entwickelt und, wie sie sich ausdrückt, «befreit» werden könnte. Es dauerte jedoch noch Jahre, bis sie an die Verwirklichung dieser Idee gehen konnte.

1904 erhielt Maria Montessori an der Universität in Rom den Lehrstuhl für Anthropologie. Zu dieser Zeit erschienen größere wissenschaftliche Publikationen aus ihrer Hand. Gleichzeitig wirkte sie an einer Lehrerbildungsanstalt für Frauen, arbeitete an römischen Kliniken und unterhielt vorübergehend noch eine Privatpraxis. Das läßt das Maß der Vitalität und Arbeitskapazität dieser Frau erahnen.

1906 gab sie ihre Professuren auf. Endlich bot sich ihr die Gelegenheit, mit normalen Kindern zu arbeiten.

In San Lorenzo, einem Elendsviertel Roms, wurde ein sogenanntes Kinderhaus gegründet, dessen Leitung Maria Montessori übernahm.

Hier verwendete sie im Unterricht die von ihr entwickelten Lehrmittel. Nach ihrer Beschreibung machte sie in der Folge wunderbare Entdeckungen. Sie sagt: «Ich war Aladin und hielt mit meinem Material die Wunderlampe in Händen, die den Zugang zu verborgenen Schätzen erschloß. Diese bestehen in den normalen, ursprünglichen Eigenschaften des Kindes, die unter einer Maske von Abwegigkeit verborgen gewesen waren.»

Die Erfolge blieben nicht verborgen. Wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der Beziehungen, die M. Montessori in hohen gesellschaftlichen Kreisen pflegte, zog die Schule bald viele Besucher jedes Standes an und gewann viele Bewunderer. Von jetzt an überschritt Maria Montessoris Namen die Grenzen Italiens. Die Presse hatte ihn entdeckt und trug ihn in die europäischen Länder und sogar nach Amerika. Ausländische Besucher kamen, um die Kinderhäuser – San Lorenzo war nicht das einzige geblieben – zu sehen und die neue Methode zu studieren. Viele nahmen an Lehrgängen teil, die zur Einführung in das neue Unterrichtssystem veranstaltet wurden. So fand Montessoris Methode auch im Ausland Verbreitung. Überall entstanden Montessori-Gesellschaften, denen die bekannt gewordene Pädagogin wegweisend zur Seite stehen mußte. Reisen, Vortragstätigkeit, die Leitung von Einführungskursen, Kongresse und das Veröffentlichen von pädagogischen Schriften füllten jetzt ihr Leben aus. Ihr erstes Buch erschien 1913 in deutscher Übersetzung mit dem Titel «Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter». Ihm folgten noch mehrere. Sie baute ihre Lehrmethode bis zum Universitätsstudium aus.

1939 folgte Maria Montessori einer Einladung nach Indien, wo sie mit 300 Personen einen Ausbildungskurs abhielt. Während des ganzen Krieges blieb sie hier, dann kehrte sie nach den Niederlanden zurück. Im 81. Lebensjahre, am 6. Mai 1952, starb sie. Auf dem Friedhof von Noordwijk fand sie ihre letzte Ruhestätte.

Merken Sie sich vor

den Einführungskurs für Film- und Fernseherziehung,

den der Katholische Lehrerverein der Schweiz in Rickenbach-Schwyz durchführen wird, und zwar Mitte Juli 1963. Schweizerische und ausländische Referenten.

Was hat Maria Montessori eigentlich gewollt, was hat sie geschaffen?

Sie sagt in *«Mein Handbuch»*: «Meine Methode ist sowohl ihrem Wesen wie ihrem Ziel nach wissenschaftlich. Sie will einen weitem Fortschritt anbahnen, nicht länger nur in materieller und physiologischer Richtung. Sie ist ein Versuch, den Weg, den die Hygiene – aber mit Beschränkung auf die physische Seite – schon eingeschlagen hat, zu vollenden.»

Montessori geht von folgender Überlegung aus: Die moderne Hygiene hat die physiologischen Lebensbedingungen des Kindes stark verbessert. Die Wissenschaft hat sehr einfache Regeln aufgestellt, wonach sich der Körper des Kindes möglichst natürlich entwickeln kann. Der Erfolg ist augenfällig. Seit die Mütter die Säuglinge nicht mehr mit dem schädlichen Wickelzeug einengen, seit man sie natürlicher ernährt und sich in Luft und Sonne frei bewegen läßt, seit man ihre Ruhe und ihren Schlaf respektiert und sie durch häufige Bäder sauber hält, ist die Kindersterblichkeit um ein Vielfaches zurückgegangen, die Kinder wachsen gesünder und kräftiger heran.

Montessori will nun für die geistige Entwicklung ebenso günstige Bedingungen schaffen, damit sich der Geist des Kindes ebenso frei und ungehindert entfalten kann. Bei der geistigen Entwicklung soll der gleiche Fortschritt erzielt werden, wie man ihn beim körperlichen Wachstum konstatieren kann. Montessori meint, so wie man früher den Körper des Kindes mit Bändern umwunden habe, weil man meinte, so die Glieder vor Verkrümmungen bewahren zu müssen, so halte man den Geist des Kindes noch heute gebunden und gefesselt. Sie vergleicht die Schuleinrichtungen und Lehrpläne mit den Bandagen des Säuglings.

Als erstes will nun die italienische Pädagogin den Geist des Kindes *befreien*. Bisher sei das Kind vom Erzieher organisiert worden, jetzt aber soll ihm die Möglichkeit geboten werden, sich selbst zu organisieren. Man habe keine Achtung vor der Persönlichkeit des Kindes gehabt. Man habe es gezwungen, nach der Willkür des Erziehers zu handeln und sich in die Welt des Erwachsenen, die ihm gar nicht gemäß ist, einzuordnen. Man habe es bestraft, wenn ihm dies nicht gelungen sei oder wenn es sich widersetze, um die für es notwendige Bewegungsfreiheit

zu erkämpfen. Durch unvernünftige Gesetze sei das Kind zu Trotz und Bösartigkeit veranlaßt worden. Montessori verlangt Freiheit für das Tun des Kindes, denn es spüre instinktiv, was in jedem Moment für seine Entfaltung förderlich sei. Es an seinem Tun hindern heiße seine geistige Entwicklung hemmen. Als Beispiel hierfür führt sie folgendes an: Man betrachte es als eine grobe Ungezogenheit, wenn die Kinder alle Dinge berühren oder in die Hände nehmen wollen, und doch ermögliche es ihm dieser Drang, die Welt der Dinge in seinen geistigen Besitz zu nehmen. Freiheit allein genüge jedoch nicht. Montessori verlangt für das Kind auch eine Umwelt, die alle Reize enthält und darbietet, die das Kind für seine Entwicklung braucht.

Prof. Paolini, eine Schülerin Maria Montessoris, sagte im Rahmen einer Vorlesung in Perugia: «Jedes Kind hat die Fähigkeit und die unbeschränkte Möglichkeit, alles zu werden, wenn es die entsprechenden Impulse aus der Umwelt empfängt.»

Um eine solche Umwelt gestalten zu können, meint Montessori, sei eine exakte wissenschaftliche Forschung nötig, die das Kind in jedem Lebensalter studiere, um herauszufinden, welches Material für seine Aktivität nötig sei.

Nach diesen Grundsätzen organisierte Maria Montessori ihre Schulen. Der äußere Rahmen dieser Institutionen ist folgender: Es ist überhaupt nicht eine Schule, wie wir sie kennen, sondern es ist ein sogenanntes Kinderhaus. Der wichtigste Raum in diesem Haus ist das *«Zimmer für geistige Arbeit»*. Daneben gibt es je nach den Verhältnissen kleinere Wohnräume, Speisezimmer, Badezimmer, Schlafzimmer (für den Mittagsschlaf) und Turnsaal.

Alle Möbel sind der Größe der Kinder angepaßt. Sie sind leicht, damit sie von den Kindern selbst verschoben werden können. In Spanien ging man sogar so weit, eine Kinderkapelle zu bauen, das heißt eine Kapelle, die in der ganzen Ausstattung den kindlichen Proportionen entspricht. – Es gibt Tische und Stühle in verschiedenen Größen. Montessori bezeichnet es als einen Unsinn, den Kindern die Schulbänke anzumessen, wie es in verschiedenen Schulen geschehe. Das Kind wähle von selbst die richtige Größe der Tische und Stühle, vorausgesetzt, diese ständen ihm zur Verfügung. So sei am einfachsten den häufigen Sitzschäden vorgebeugt. Wie die Möbel so sind auch alle Geräte der Größe des Kindes entsprechend, damit das Kind alle Hausarbeiten selbst verrichten kann. Die Kinder fegen die Zim-

mer, waschen die weiß gestrichenen Möbel ab, decken den Tisch, servieren, spülen das Geschirr usw. Mit all diesen Tätigkeiten beginnen schon die Dreijährigen. Montessori betont, alle diese Arbeiten trügen den Ernst der Wirklichkeit und seien nicht etwa Spiel. Sie meint: «Ich muß mich wehren gegen alle, die meine Methode eine Spielmethode nennen.» Diese Beschäftigungen seien im Gegenteil notwendige Übungen für die Entwicklung der Muskeln und der Geschicklichkeit.

Die Lehrmittel sind von M. Montessori in vieljähriger Arbeit zusammengestellt worden. Beobachtung und Experiment spielten bei dieser Arbeit eine wesentliche Rolle. Das Material hat nach Montessori nicht den Zweck, Kenntnisse zu vermitteln, sondern sie stellen Hilfsmittel dar, die inneren Energien zu spontaner Entfaltung zu bringen. Sie will also vor allem eine formale Bildung geben. Sie glaubt, daß für jedes Alter das Material bereitstehe, das den Bedürfnissen dieser Entwicklungsstufe entspricht.

Die Lehrmittel zur Erziehung der Sinne bestehen in:

- a) drei Gruppen von Holzzylindern, solche, die im Durchmesser abnehmen, solche, die in der Höhe abnehmen, solche, die in Höhe und Durchmesser zugleich abnehmen. Die Aufgabe des Kindes besteht darin, jeden Zylinder in den entsprechenden Hohlraum zu setzen. Ein Vorteil dieser wie vieler andern Übungen besteht darin, daß das Kind selbst merkt, wenn es einen Fehler macht. Die Kontrolle liegt im Material selbst;
- b) farbige Holzwürfel, die entsprechend der abnehmenden Größe aufeinandergesetzt werden müssen;
- c) Prismen, mit denen eine Treppe gebildet wird;
- d) Stäbe, die nach Größe und Farbe geordnet werden müssen;
- e) verschiedene geometrische Körper;
- f) rechtwinklige Tafeln mit rauher und glatter Oberfläche zur Übung des Tastsinnes und eine Sammlung verschiedener Stoffe zum gleichen Zweck;
- g) Holztäfelchen von verschiedenem Gewicht. Das Kind übt damit, Gewichte in der Hand zu fühlen und zu vergleichen;
- h) 64 farbige Täfelchen zur Übung des Farbsinnes;
- i) eine Kommode mit Schubfächern voll flacher Einsatzkörper zur Entwicklung des Formensinnes. Drei Reihen von Karten mit geometrischen Formen zum gleichen Zweck;

k) eine Sammlung von Tonschachteln für akustische Differenzierungsübungen;

l) Glocken, mit denen die Bezeichnung der Töne erlernt werden kann.

Lehrmittel zur Vorbereitung für Schreiben und Rechnen:

- a) Platten mit verschiedenen geometrischen Einsätzen. Das Kind umfährt mit einem Farbstift den Einsatz und malt die Figur dann aus;
- b) Buchstaben aus Sandpapier. Das Kind fährt mit dem Finger über den Buchstaben, um dessen Form zu erleben;
- c) 2 Alphabete aus buntem Karton in verschiedener Größe;
- d) Ziffern aus Sandpapier;
- e) Karten mit Zahlen über 10;
- f) 2 Kasten mit Rechenstäben. Diese haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Rechenkasten für den Ganzheitsunterricht von Kern.

Verschiedene Rahmen zum Schnüren und Knöpfen für die Muskelerziehung der Hand.

Für die höhern Schulstufen stehen Bücher, Modelle und Skizzen in den verschiedenen Wissensgebieten bereit.

Die Unterrichtsgestaltung in der Montessori-Schule

Montessori lehnt den Klassenunterricht ab. Freie Wahl der Beschäftigung ist höchstes Gesetz. Das Material ist in Schränken untergebracht, die dem Kinde leicht zugänglich sind. Hier holt es sich den Gegenstand, mit dem es sich zu beschäftigen wünscht, arbeitet so lange damit, wie es Lust hat, dann holt es sich etwas anderes. Nach Montessori verspürt das Kind selbst, welche Beschäftigung für seine Entwicklung notwendig ist. Auch die ihm zuträgliche Dauer der Beschäftigung bestimmt es am besten selbst. Sie versichert, es sei höchst schädlich, das Kind stundenlang in einer Schulbank festzuhalten, es soll aufstehen und umhergehen dürfen, wenn es dazu Lust verspüre.

Aus eigenem Antrieb soll sich das Kind mit den Lehrmitteln beschäftigen. So lerne es ohne Zwang und ohne ermüdenden und umständlichen Klassenunterricht alles Notwendige aus eigenem Interesse. Die Aufgabe des Lehrers bestehe vor allem darin, die Kinder zu beobachten und ihnen Hilfe zu bieten, wenn sie solche verlangen. Das Kind ver-

lange von selbst nach neuer geistiger Nahrung, der Lehrer brauche nur dem Wunsche zu entsprechen. Überall, wo diese Bedingungen, nämlich die Zwanglosigkeit und das dem Kinde gemäße Milieu, erfüllt seien, offenbarten sich die Kennzeichen des normalen Kindes: Ordnungsliebe, spontane Konzentration, Liebe zur Stille und Einzelarbeit, Wahl statt Neugierde, Gehorsam, Unabhängigkeit und Initiative, spontane Selbstdisziplin, Freude.

3. Kritische Bemerkungen zur Methode Maria Montessoris

Ich habe nicht die Aufgabe, zur Methode Maria Montessoris in allen Einzelheiten Stellung zu nehmen. Das würde den Rahmen dieser Ausführungen bei weitem sprengen. Es ist auch nicht leicht, dieser Frau in der Beurteilung ihrer Erziehungsidee gerecht zu werden.

Sicher wird sie zu Recht die *«Anwältin des Kindes»* genannt. Sie weckte das Verständnis dafür, daß man schon einem Kind mit Achtung begegnen muß, daß man nicht nach Willkür mit ihm verfahren darf. Zu einer Zeit, wo sich schon kleine Kinder wie Erwachsene zu benehmen hatten, erkannte sie, welche Überforderung und welche Verkennung der kindlichen Eigenart in einer solchen Erziehung lag. Mit Energie kämpfte sie um das Recht des Kindes, um das Recht, anders sein zu dürfen als der Erwachsene. Sie darf auch als bedeutende Reformatorin der Schule gelten. Vieles, was uns heute als selbstverständlich erscheint, galt damals als revolutionär, so zum Beispiel der Grundsatz, daß das Wissen möglichst vom Kinde erarbeitet und nicht einfach an es herangetragen werden soll. War doch die Schule von damals vor allem eine Auswendiglernschule. Auch ihre vehemente Forderung nach Freiheit wird verständlich, wenn man bedenkt, daß zu ihrer Zeit noch jede Spontaneität des Kindes unterdrückt wurde. Auf diese pädagogische Fehlhaltung hinzuweisen war ein großes Verdienst Montessoris, auch wenn sie in ihrer Forderung zu weit ging.

Sicher hat Maria Montessori vieles zu unserer heutigen Unterrichts- und Erziehungsweise beigetragen, auch wenn man vielleicht nicht genau weiß oder es längst vergessen hat, welches dabei ihr Anteil ist.

Auch die Arbeit und die Beachtung, die sie dem geistesschwachen Kind schenkte, ist eines ihrer großen Verdienste. Sie legte hier einen Grundstein für die Heilpädagogik. Mir scheint überhaupt, daß die Methode Montessoris, vor allem das Material, das sie erarbeitete, für den heilpädagogischen Unter-

richt besondere Bedeutung hätte, obwohl Montessori es später ausdrücklich für normale Kinder verwendet wissen wollte. Empfinden wir es für ein normales Kind als eine Fessel, wenn es, statt in freiem zeichnerischem Gestalten sein Erleben zum Ausdruck bringen zu können, nur geometrischen Figuren nachfahren und diese ausfüllen soll, so entspricht zum Beispiel diese Übung dem geistesschwachen Kinde viel besser. Auch die Hilfsmittel für den Schreib- und Rechenunterricht könnten im Unterricht für Geistesschwache mit Gewinn verwendet werden, zum Teil auch für die Behandlung von Legasthenikern. Auch im Blindenunterricht, für die Schulung von cerebralgeschädigten Kindern, Sprachgebrechlichen usw. kann Montessoris Material zur Verfeinerung der Sinne von Bedeutung sein. Es bestände auch die Möglichkeit, es noch zu erweitern und den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend zu variieren.

Wahrscheinlich können die Lehrmittel Montessoris immer noch dort am wirksamsten eingesetzt werden, wo die Pädagogin ihre Arbeit begonnen hat, nämlich in der Heilerziehung.

Damit ist nun schon angedeutet, daß wir die Montessori-Erziehung nicht vorbehaltlos bejahen möchten, daß man manchem skeptisch gegenübersteht und mit vielem nicht einig geht.

Wo sind wir mit Maria Montessori nicht einverstanden?

Nicht überein stimmen wir mit ihrer Ansicht über die menschliche Natur. Sie widerspricht sich zwar gelegentlich. Es kommt vor, daß sie von der Erbsünde spricht, aber im allgemeinen scheint sie diese trotzdem zu ignorieren und die menschliche Natur als an sich gut zu betrachten. Sie kennt keine Einschränkung von der Anlage her, die Umwelt bedeutet ihr alles. Sie ist der Meinung, Strafen seien überflüssig; in die richtige Umwelt versetzt, sei das Kind von selbst gut. Verbrechen, sagt sie, kommen von schlecht organisierter Arbeit her. Ein bißchen Wahrheit mag darin liegen, aber sicher nicht die ganze. Weil wir entgegen Montessori glauben, daß bei der menschlichen Entwicklung drei Komponenten mitspielen, nämlich Anlage, Umwelt und freier Wille (nach Montalta), können wir auch nicht einverstanden sein mit der fast unbegrenzten Freiheit im Unterricht. Montessori scheint ein bißchen zu viel Vertrauen in den spontanen Lerneifer des Kindes zu haben.

Etwas Wichtiges hat Maria Montessori in diesem

Zusammenhang aber doch erkannt, etwas, das erst die Tiefenpsychologie wirklich erhellt hat, daß nämlich nicht alle Abwegigkeit bösem Willen entspringt, sondern oft neurotische Reaktionen sind, die unnütz bestraft werden, weil hier eine andere Hilfe vonnöten ist. Standing, ein Biograph Montessoris, erzählt: «Montessori machte folgende Erfahrung: fast immer erwies sich die Ungezogenheit eines Kindes als Manifestation einer in Unordnung geratenen Persönlichkeit und schien darauf zu beruhen, daß die konstruktiven Energien im Innern des Kindes nicht in den richtigen Kanälen strömen konnten. Diesen Grundsachverhalt vermochten Strafen nicht zu ändern.»

Das ist sicher in manchen Fällen richtig, aber man darf nicht die gleiche Ursache allen kindlichen Unarten unterschieben.

Eine weitere Kritik gilt der Tatsache, daß Montessori die affektive Komponente des Geistes ganz außer acht läßt. Daraus resultiert, daß sie schon dreijährige Kinder in ihre Tagesschule aufnimmt, so daß sie nur noch eine relativ sehr kurze Zeit in der Familie verbringen. Die enge Beziehung zur Familiengemeinschaft ist für ein Kind dieses Alters aber wichtiger als eine noch so ideale Umwelt, die ihm doch nicht die nötige Geborgenheit schenken kann. Es ist hier nicht von den verwahrlosten Kindern von San Lorenzo die Rede, aber diese Praxis soll nicht auf normale Verhältnisse übertragen werden.

Diese Mißachtung des affektiven Lebens scheint auch mit ein Grund zu sein, warum Montessori dem Spiel so geringen Wert beimißt. Daß es dem Kind unendliche Erlebnismöglichkeiten bietet, erkennt sie nicht. Das Rollenspiel zum Beispiel bewertet sie als Produkt überreizter Nerven und sieht nicht die Werte, die darin liegen. Montessori mißt nur einer «ernsten» Tätigkeit Wert bei. Es scheint fast, als erscheine ihr das Spiel unpassend für ein wissenschaftlich begründetes Erziehungssystem. Auch das freie Zeichnen lehnt sie für das kleinere Kind ab. Sie fürchtet, die Phantasie verwirre den Sinn für die Realität. Ein weiteres Beispiel für die etwas zu intellektualistische Erziehung ist der Gesangsunterricht. Er beginnt mit akustischen Differenzierungsübungen. Das Kind soll gleiche Töne erkennen und ungleiche unterscheiden und einordnen lernen, dann prägt es sich die Namen der Töne ein, mit denen dann erst ein Lied gesetzt wird. Ohne jede Vorübung, einfach aus Freude singen, das will Montessori nicht, sowenig wie ein zeichnerisches Gestalten

ohne Vorübung. Montessori will keine unvollkommenen Kunstwerke. Künstlerisches Schaffen soll erst dann einsetzen, wenn die Gegebenheiten der Wirklichkeit gründlich erkannt und beherrscht werden. Die gefühlsmäßige Bedeutung des Spiels, des Singens, des freien Gestaltens für das Kind existiert für Montessori nicht. Hier spürt man die Naturwissenschaftlerin in ihr. Was einer exakten Beobachtung und dem Experiment nicht zugänglich ist, das ist ihr weniger vertraut, das bewertet sie gering. Ein weiterer Vorwurf betrifft die Einseitigkeit der Unterrichtsmittel, und daß das Kind nur in der vorgeschriebenen Weise damit arbeiten darf. M. Montessori fordert Freiheit für das Kind und schränkt sie doch in empfindlicher Art und Weise ein. Das erlebten wir besonders eindrücklich bei wiederholten Besuchen in einer Montessori-Schule in Perugia. Es löste bei den Besuchern fast Empörung aus, zu sehen, wie ein zirka fünfjähriger Junge mit den Holzwürfeln eine originelle Idee verwirklichen wollte, dann daran gehindert wurde und strikte Anweisung bekam, die Würfel in der richtigen Reihenfolge aufzuschichten.

GÜNTHER SCHULZ hat verschiedene dieser Einwände und noch viele andere, die im Laufe der Zeit gegen Montessori gemacht wurden, zu widerlegen versucht, allerdings ohne immer ganz zu überzeugen. Seine Publikation trägt den Titel: «Der Streit um Montessori», Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1961, 376 Seiten. DM 24.80.

In dieser sehr gründlichen Arbeit wurde die gesamte zugängliche Literatur über Montessori bearbeitet. Gegensätzliche Standpunkte wurden einander gegenübergestellt. Wenn man auch hie und da den Eindruck hat, Schulz lasse aus Prinzip keinen Einwand gegen die Methode gelten, so öffnet er doch neue wertvolle Gesichtspunkte. Im Anhang finden wir eine Darstellung über den Einfluß Montessoris in den verschiedenen Ländern und eine Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, was für eventuelle weitere Untersuchungen und mit diesem Thema zusammenhängende Studien eine wichtige Hilfe darstellen würde.

Benützte Literatur:

- Montessori: «Mein Handbuch»
- Montessori: «Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter»
- Montessori: «Montessori-Erziehung für Schulkinder»
- Standing: «Maria Montessori. Leben und Werk»
- Schulz: «Der Streit um Montessori»

Alle großen Leute sind einmal Kinder gewesen, aber wenige erinnern sich daran. ANTOINE DE SAINT-EXUPERY